

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts



18. Jahrgang 1918.

Ar. 6.

Der schlaue Museumsdirektor und der noch schlauere Bilderhändler.

(Nachdruck verboten.)

Der von der holländisch-deutschen Grenze stammende Bilderhändler van Gouda (sprich Chauda), der eine niederländisch-deutsch-fölnische Mundart sprach und in Amsterdam einen großen Bilderladen inne hatte, besuchte eines schönen Tages seinen Freund, den armen Maler Jan de Pott. Der war äußerst tüchtig im Kopieren, Neues aber konnte er nicht schaffen, und er blieb deshalb zeit seines Lebens ein armer Schlucker.

„Jan“, sagte von Gouda, „willste wedder zehn Dahler verdiene? Dann geh' hin zu de Portecheyd (Portagies) Monte Sinos, der hat e alte Rembrandt und den nimmsie herunter und zwar op dat Stück Holz, wat ich der hier mitgebrochen hebb. Dat stammt eus des 16. Jahrhunderts und da war emal en ander Bild darop. Wann noch wat da is davon, dann kratze et ab und malst mir de Rembrandt drup.“

Jan machte eine süßsaure Miene, denn Gouda zahlte höchst schöfel, aber was sollte er machen? Er brauchte Geld, um das ihn seine Frau und Kinder täglich angingen, außerdem trank er gern einen Genever. (Schmups).

„Gebbe mindestens 20 Dahler, ik hebb an de Sach 4 Wochen zu arbeite.“

„Keinen Zent gebbe ik mehr. Gott wet et, wie lang ik das Gsmör liege lasse muß, bis ik mal wedder zu mine Sak kohme.“

„Dann verdienste aber oof en paar tausend Gulde, du Lump!“

„Wat ik verdien, chacht dir nig an, willste niet, loop ik wedder weiter.“

Jan nahm den Auftrag an, kopierte bei dem reichen Portugiesen das Bild und Gouda konnte kaum seine Freude verbergen, als er das Bild in Empfang nahm, der Abklatsch war kaum von einem echten Rembrandt zu unterscheiden. Er konnte sich nicht enthalten, seinem Freunde gegenüber die Bemerkung entschlüpfen zu lassen: „Dat haste chund gemacht, Jan.“ Aber mehr gab er trotz allem Bitten nicht.

Zu Hause angelangt, rief der Händler seiner Tochter: „Mientje, wie sieht et obe op unserm Boden uit? Schmutzig, wat?“

„Aber lieber Vadder, du kennst doch unsere Reinlichkeit, auf die wir Holländer so stolz sind; in jede Ecke des Speichers kannst du deine Butterbemme hinlegen und dann doch ruhig verzehren.“

„I will aber, et soll schmutzig sein, verstehstu? Gleit gehste wek und holst Spinnewebe, so viel de kreggen kannst. En ween du se niet unsoest bekommst, dann bezahlsie se. Oof ald Papier, alde Kisten und andere Dreck bruut ik, dat legste allens up de Bodem.“

Mientje meinte, der Vater sei plötzlich verrückt geworden, aber alle ihre Einwände halfen ihr nichts. Noch am selben Tage mußte sie die bewussten Sachen auf den Speicher schaffen. Gouda nahm sodann das Bild, beschmierte es tüchtig mit Spinnewebe, legte es auf den Dachboden, warf altes Papier und alte Kisten darauf und gab in seiner Freude der Tochter einen Reichsdahler, daß sie einmal in die Schauburg gehen könne.

Es vergingen ein Jahr und auch zwei, das Bild lag oben auf dem Boden und Gouda schien es vergessen zu haben. erinnerte ihn die Tochter daran, die gar zu gerne den Schmutz wieder hinweggefegt hätte, dann wurde er ernstlich böse und verbat sich jedes Gedenken dieser Sache. Unterdessen kamen täglich Kunden, die alte und neue Bilder kauften, sehr häufig auch ohne zu kaufen wieder hinweggingen, aber Gouda bot keinem das Bild unter dem Dache an. Da erschien eines Tages ein Museumsdirektor von dem Johnson-Institute in Neu-Orleans, der durchrannte wie so viele die Bildersäle des Händlers, fand aber offenbar nichts, was ihm behagte.

„Haben Sie sonst gar nichts mehr, Herr van Gouda?“

„Nein“, war die Antwort.

„Besinnen Sie sich!“

„Ich habe nichts.“

„Vielleicht in Ihrer Privatwohnung?“

„Nein.“

„Auf dem Dache?“

„Nein.“

Hier konnte sich die Tochter nicht enthalten, zu sagen: „Vater, auf dem Dache hast du doch noch ein Bild stehen.“

„Dat chauft de Heer niet, ik würde es ihm oof so billig lassen, daß ich mir deswegen die Mühe nicht mache, auf den Boden zu klettern.“

„Ich will es aber sehen.“

„Ich bedaure.“

„Was würden Sie denn dafür haben wollen?“

„Wenn ich gerade oben wäre, würde ich es Ihnen gern für einige Gulden überlassen, es ist nichts wert und außerdem von den Motten und Holzwürmern schon ganz zerfressen. Aber ich muß jetzt zu Tisch gehen. Sie entschuldigen mir wohl.“

„Ich kaufe Ihnen einige von Ihren modernen Bildern hier für mein Museum ab, wenn Sie mir das Bild auf dem Boden zeigen.“

Nun ließ sich der Händler erweichen. „Mientje, du hast gehört, wat de Herr geseggt hat. Geh' du mit die Man nak bove, aber mal dik niet smutig, will de Heer et habe, soll er et selbst heraushole.“

Der Herr Museumsdirektor und Fräulein Mientje stiegen die Treppen hinan, die in Holland manchmal nicht breiter sind wie Hühnersteige.

Oben angelangt, räumte mit schwerer Mühe der Amerikaner die alten Kisten hinweg, dann ganze Stöße alter Zeitungen, endlich sah er unter einer dicken Schicht von Spinnweben das Bild. Er packte das Bild mit den Fingerspitzen und schleppte es mit großer Mühe hinunter. Hier ließ er sich Reinigungsmittel geben und nachdem er Schmutz, Staub und Spinnweben einigermaßen entfernt hatte, konnte sein Erstaunen kaum ein Ende nehmen.

„Das scheint mir ja ein sehr gutes Bild zu sein,“ rief er. Und bei sich dachte er: Ein Rembrandt.

„Ach was“, sagte der Händler, „eine wertlose Kopie. Ich habe sie von einem Maler gekauft, der sich nur mit Kopieanfertiigung befaßt. Übrigens, wenn es wirklich ein gutes Bild ist, dann verkaufe ich es nicht mehr, denn drei Gulden ist es mir dann selbst wert.“

„Ich gebe Ihnen zehn.“

„Ich verkaufe es nicht. Zehn Gulden kann ich mir auch noch leisten für eine gute Kopie. Ich hänge sie dann in mein Eßzimmer.“

„Ich gebe zwanzig Gulden.“

„Mein Herr, aufrichtig. Wir sind doch beide keine Schulbuben. Für was halten Sie das Bild?“

„Für einen Rembrandt.“

„Und da bieten Sie mir 20 Gulden? Dann sind entweder Sie oder ich verrückt. Ich sage Ihnen aber, es

ist eine wertlose Kopie und ich werde Sie nicht anschwindeln, denn vor dem Zuchthaus habe ich einen heillosen Respekt.“

„Nun gut, ich werde Ihnen schriftlich geben, daß ich es als Kopie von Ihnen gekauft habe. Wollen Sie es mir nun verkaufen, und was verlangen Sie dafür?“

„Unter dieser Bedingung verkaufe ich es Ihnen für 20 000 Gulden.“

„Mein Herr, sind Sie bei Simmen? Für eine Kopie 20 000 Gulden?“

„Mein Herr, Sie haben mich wirklich lange genug belästigt, Sie scheinen wirklich schwer zu merken, daß ich Ihnen das Bild nicht geben will.“

„Ich gebe 5000 Gulden.“

„Adieu.“

„10 000 Gulden.“

„Nehmen Sie es, nachdem Sie unterschrieben haben, daß Sie eine Kopie gekauft haben.“

Der Direktor unterschrieb, zahlte den gebotenen Betrag und erzählt noch heute drüben mit größtem Behagen, wie er den alten Gauner in Amsterdam dran gekriegt, der meinte, daß er sich durch einen gelungenen Trick vom Kaufe abwendig machen ließe. Der „echte Rembrandt“, der noch einen horrenden Zoll kostete, bildet heute die erste Zierde des Johnston-Instituts in Neu-Orleans.



Frau Sorge.

Frau Sorge, ja, wer kennet sie nicht?
Mit dem durchfurchten, ernstern Gesicht,
In dieser schweren, gewaltigen Zeit;
Frau Sorge mit ihrem Gefolge, dem Leid.
Sie klopft nicht an, rasch tritt sie ein,
Und flackernden Lichtleins matter Schein
Erlischt vor dem Blick der Frau Sorge. —
Hier beugt sie ein greißes Elternpaar;
Tot ist der Sohn, der die Stütze war.
Da zog der Gatte, der Vater als Held,
Mutig zum Kampfe hinaus in das Feld;
An seiner Statt blieb Frau Sorge zurück,

Sie trübet des jungen Weibes Blick.
Ja selbst der strahlenden, glücklichen Braut
Frau Sorge tief in die Augen schaut.
Sie schont nicht die Hütte, nicht den Palaß,
Frau Sorge hält jeho überall Raß.
Frau Sorge, die wird nicht matt, nicht alt,
Frau Sorge hat ewig gleiche Gestalt.
Und ob die Monde, die Jahre vergeh'n,
Frau Sorge hat ewiges Besteh'n.
Sie bleibt unsterblich auf dieser Welt,
Uns Menschenkindern stets zugehellt.

M. R.

Alpenkrieg.

Von Friedrich Oberhauser.

(Nachdruck verboten.)

Zweifach ist der Kampf, den das Feldheer in den Alpen kämpft. Mühe, Ausdauer und höchste Kraftleistung ist vor allem anderen zum Bewußtsein, und was mehr noch als dies: zum Willen geworden. Der Wille hat ja nie solche Erfolge gezeigt, wie in diesen langen und so bedeutungsvollen Kampffahren des Weltkrieges. Er ist das Geheimnis unserer Siege, unseres Aushaltens und unserer Hingebung. Der Wille hat uns Anteil und Ziel gesteckt. Mit diesem harten ehelichen Willen ist uns der Feind nicht unbesiegbar, sein Schützengraben nicht uneinnehmbar, die Straße, die zum Ziele führt, nicht unfahrbar. Sein herrlichster Erfolg ist die Leistung. Unsere Feldheere wissen und können das leisten, was den Schritt nach vorwärts trägt. In den Steppen Galiziens und Rußlands haben sie in Massenschlachten gerungen, in den lieblichen Hügelandschaften Frankreichs ertragen sie die Hölle eines tausendgeschützigen Artilleriefeuers, vor Verdun trohen sie im feuerüberschütteten Steingraben den Ausfällen des Feindes, in den Blutwettern am Isonzo werfen sie Angriff auf Angriff, in den Bergen verfolgen sie den Feind. Und sie haben sich hinauf in die Alpen gezogen.

Alpenkrieg! Weg- und stegios, Hochlandschaften, die Dörfer und Menschen sind unten geblieben. In die Felskegelhöhen, auf die Steinkuppen, auf die Karte haben die Soldaten den Krieg getragen. Sind mit ihren Geschützen, von den Feldkanonen bis zum Mörser, wie erzwingende fremde Geister auf einem Hang, in einer Höhle, in einer Moränenbucht aufgefahren. Haben tage- und

wochenlang einen Bestandteil um den andern die Steingelände hinaufgeschleppt. Mit Flaschenzügen, mit Büffelochsen, mit einer Kompagnie Infanterie haben sie Rohr, Lafette, Schuttschild, Räder der schweren fünfzehner-Haubitze Hang um Hang, Höhe um Höhe hinaufgeschunden, um sie in einer Steinmulde, 3000 Meter hoch, aufzustellen. Gebirgskanonen, die „Gemsen“ in der Artillerie, haben von rogenden Türmen und Zinken in die Gründe, in die Gräben des Feindes hinübergebellt. Die Haubitzen haben erdrückend laut gelärmt, die Mörser schienen mit Riesenhämmern an die Steinwände zu schlagen. Seltsam und unheimlich wurde es in den stillsten und leersten Landschaften auf Erden. Aber dreitausend Meter hoch war der Krieg gestiegen. Wege, die nie waren, Steindämme, Steinfelder, Moränentäler, die niemand kannte, Felsgänge, Klüften, die nie ein Fuß betreten, an die niemals einer von denen, die nun hier oben Dienst machen, dachte. Bewundernd schaute man ehedem vom Juge aus hinauf. Fels um Fels, Steinmassive schieben sich in- und übereinander, Felskämme überbrücken Steinkegel und Felsstürme. Diese Höhen der Freiheit, der Einamkeit, sie und ihre sonntägliche Stille hat der Gebirgskrieg überstiegen. Seltsam und unheimlich ist es geworden. Geister, Berge, Gründe und Schluchten sind lebendig geworden. Die Steinwände hallen, die Gründe donnern, in den Felswinkeln hämmern wilde Gesellen. Weit vorne klopfen die Schüsse der Kleingewehre wie zerhacktes Lärmen in das Hochland. Stachel-drohtwerhaue sind aufgestellt worden, Leuchtraketen steigen

nächtlich, Sturmsoldaten warten auf den Befehl, über den Hang in den Steingraben zu rennen.

Bedeutungsvoll in seiner Art, unglaublich in seinem Willen und mächtig in seiner Kraft ist der Krieg in den Alpen. Wer hätte je gedacht, in starre tote Steinkammhöhe, die bislang dem Tag und der Sonne und wandernden Gemsen und kreischenden Geiern und Adlern überlassen war, einen Krieg hinaufzutragen, der in der Ebene schon für erfolgreich galt? Das Feldheer ist schon manchen Tags zum zweifachen Eroberer geworden. Menschen, die nie ihre Hütte im Tal, ihre Schreibstube in der Stadt, Schulstube und die Werkstätte verlassen hatten zu unternehmungsvollen Wanderungen, finden es selbstverständlich, in der Dreitausendmeter-Höhe zu kämpfen: weil drüben der Feind ist und die Grenze bedroht. Eigen in seinen Arten ist der Krieg geworden! Der Steppen-, der Felder-, der Krieg in den Alpen. Wenn man im Lande fährt und es sagt einer: „Dort droben auf den Kammern stehen Horchposten und Beobachter.“ dann schaut man den Sprecher einen Augenblick entsetzt an und schaut hinaus, wo die drei Zinken in den Himmel starren, von Nebelwellen umflogen. Und doch, in Schneefeldern, zwei, drei Meter tief, in Sturmwindeln, in Steinbuchten, vom Bergwind überbraust, stehen die Geschütze, in einem Riß, auf einer Felskanzel, auf einem Grat die Beobachter, auf der Kegelspitze zieht sich rundhin der Schützengraben. Kein Leben sonst bis auf schwerflügelnde Steinadler und bis auf Schneehasen. Das andere Leben ist weit, weit unten geblieben.

Das Jahr hat seinen Tag, einer wie der andere. Die Stunden ziehen über die Gipfelhöhen, über den weit in die Ferne gespannten Himmel. Es gibt nichts Besonderes, und was unten in der Welt, in den Gemeinden der Menschen geschieht, verirrt sich zeitweise wie ein fremdes Märchen da herauf in den Sonntag der Ewigkeit. Die Geschütze stecken in den Schneewehen, der Bergwind treibt seine Schneewellen an Hängen, Wänden und Klüften zusammen. Über dem Hochland liegt der Flokentang des schweren, großgestirnten Alpenjammes. Weiglose Eintönigkeit ist geworden. Jeder Schritt bedeutet eine Möglichkeit, in eine Kluft zu fallen, die Hütten versinken im Schnee, der Sturm orgelt über die Bergschneiden und raust mit staubendem Schnee und Wolkenballen. Der Schnee verschließt den Soldaten die Tür, legt sich trennend auf die Verbindungen, dann kommt es vor, daß man sich auf hundert Schritte hin verirrt und irgendwo in die Verlassenheit oder in die vorderste Linie kommt. Schweiß es nicht mehr, und ist der Winter draußen nur auf den spitzen Wind beschränkt, dann kann man es versuchen, auf den Beobachtungsstand vorzukommen. In den Tälern treibt ein dichtes, schneeweißes Nebelwogen, die Zinken und Jacken recken sich helllicht auf, die Hänge brennen im Schneelicht und Morgenschein. Soldaten schaufeln vor ihrer Hütte den Weg frei, kommen aus einem Hang, aus einem Schneetunnel heraus, Schneelaubgänge — Tag für Tag in der frühe müssen sie vor der Türe mit heißem Wasser ein Loch in die herangeschleuderte Schneewand machen. Weit, ruhig, starr dehnen sich die Flächen, lichtüberschäumt brennen rote Felszeiger, auf den Kammern tanzt das Schimmern und Blitzen des Lichtes. Auf den Kammwänden hängen die Schneemassen, ein Steinchen kann sie lösen, und brausend beginnen sie ihren Flug und ihre Fahrt in die Tiefe: Lawine. Der Sturmwind stößt laut tönend eine heulende Meute über die Felsen; die losgelösten Lawinen fangen an zu grollen und donnern laut und wütend wie ein fallendes Gewitter in die Gründe und Tiefen. Dann lauscht man hinaus in die weiße und blendende Welt und horcht auf, wie die Gründe vom Brausen widerhallen, die Lawine, wie ein grimmes Tier in fesselloser Wut, alles niederreisend, abwärts stürzt, mit schlagenden Pranken in die Waldbestände haudend. Die Erde zittert und hebt in dumpfer Angst. Auf travestierenden Wegen werden Pfiffe laut, ganz klein und kindisch fein, und doch rennen hundert Mann in Deckungen und Unterstände. Immer wilder, wütender schlägt und rast das weiße Tier in Sturzsprüngen hangentlang. Schneestaubwolken schlagen auf, Steinbrocken

springen ob, Bäume stürzen in weitem Bogen übereinander in die Schlucht. Freier und gedämpfter wird der wilde Lärmsturm.

Eine Lawine ist niedergegangen. Für die Soldaten hier: das weiße Grauen. Ein Schuß kann sie lösen, ein Stein, ein Schritt; und manchmal haben die Unseren eine losgearbeitet auf die feindlichen Kompagnien. Auf unserem Wege haben wir aber keine Begegnung. Zeitweise ein Posten im weißen Schutzkleid. Kein Schuß fällt. Alles ist ruhig, der Krieg hat sich auf eine Felshöhe, auf eine Steininsel zurückgezogen. Er ist hier unsichtbar. Kaum, daß sich irgend etwas bewegt. Man weiß nur von guten Sichttagen her, wo der Feind ist. Geschützstellungen findet man schwer. Flieger kennt der Hochalpenkrieg nicht. Telephonisten sehe ich eine Leitung legen, sie sinken dabei ein, zwei Meter tief, arbeiten sich heraus. Wie lang ihre Leitung wäre? Über elf Kilometer. Das gehört auch zu diesem Kriege: unten irgendwo im Tal eine Schlucht, da sieht die Batterie, tausend Meter höher der Beobachter. Drüben im Steinfest wird ein Maschinengewehr eingebaut. Heute oder morgen, wenn sich die schweren Schneewolken ausgeschneit haben und die Sonne den Himmel sich gläsern dehnen läßt, dann wird eine kleine Schlacht beginnen. Ein Geschützfeuer wird die eisernen Schloßen in heulenden Schwärmen über die Deckungen jagen, in den Bergen und Tiefen wird es hallend lärmern, an die Talwände werden mit Riesenhämmern die Abschüsse schlagen! Auf der Kegelspitze des Massivs wird das Trommelfeuer sich konzentrieren und die schweren Granaten werden mit eisernen Käufen den Stein aufreißen. Die Spitze hat dem Berge das Feuer schon geraubt. Mit glutheligen Händen hat es ihm die Felskrone in die Tiefe geschlagen. Aber die Infanterie hat Stand gehalten. Und da ist der Krieg in den Alpen auf ein neues Mittel gekommen: Minen und Sprengung, der Krieg in der Erde. Es gehört zum Furchtbaren, was wir von ihm kennen. Maulwürfe des Feldheeres graben und bohren sich vorwärts, bis sie unter der feindlichen Linie sind. Alles ist ruhig, kein Schuß schlägt auf, da geht plötzlich eine Mine hoch. Als eine dampfheulende Steinfantäne fliegt sie in die Luft. Langhin fallen die Steine nieder. Aber schon im nächsten Augenblick haben die Unseren das riesengroße Trichterrund besetzt, im Sturm mit einer Schwarmlinie genommen und nun beginnen sie auszubauen. Das sind Kämpfe am Lauriol, Col di Lana, in den Dolomiten. Und noch eines gibt es, was nur dem Krieg in den Alpen zukommt: der unsichtbare Überfall. Unter dem hohen Schnee werden Gänge gemacht. Kompagnien arbeiten unsichtbar. Und wir erinnern uns an den Alpenkampf in Tirol, in dem unsere Infanterie den Feind so überraschte, Hunderte von Gefangenen machte und die bestürzten Reserven noch weithin verfolgte.

Dies sei vom Alpenkrieg an und für sich gesagt. Die menschlichen Beziehungen und Verbindungen, die Erlebnisse und Empfindungen sind natürlich auch auf ganz andere Bahnen gestellt, wie die unten in den Ebenen. Das Erste, das Krönende ist die Durchführung der Pflicht: die Eroberung der Berge, jeder Gipfel, jede Stellung muß erobert werden! Daß alles geleistet wird, daß der Wille so stark und ehrlich groß ist, das ist das Erste, was uns in schimmernde Höhen hebt.

Wenn es draußen ruhig ist, die Schlachten und die Kämpfe stehen und der Soldat nachdenkt, und wenn der Krieg ihm ein Stündlein zum Sinnen, Träumen und Wünschen schenkt, dann wird dem fragenden erst alles bewußt. Dann sieht er es, in welcher Höhe er lebt, sieht sein Einsiedlerdasein. Die Hochlandschaften dehnen sich um ihn, die Alpen trogen auf, und von lichtumgleißten Felskanzeln aus wandern in langsamen Kreisen die Adler in diese lautlose, sonnige Himmelsheimat. Die Zinken und Wände glänzen in der flimmernden Flut der großen Sonne, der Schnee blüht in mattem Silber und die Nächte ziehen in sternüberzäumten Wanderungen dahin. Der Sehnsucht aber ist keine ferne zu weit und groß!

(Geniert Berlin.)



Schach.

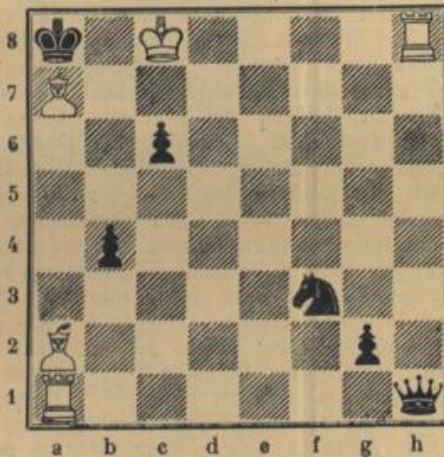
Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatts zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.

Redigiert von R. Wedesweiler.

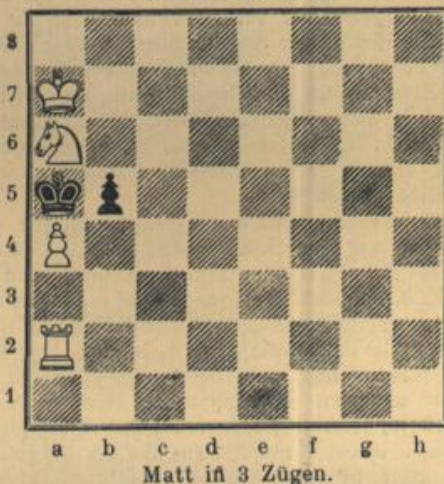
H. Diefenbach †.

Der langjährige Leiter unserer Schachspalte ist nicht mehr, Schachmeister Tod hat auch ihn mattgesetzt. Mit großer Liebe und tiefem Interesse war der Verstorbene dem königlichen Spiele zugegan, die Beschäftigung mit ihm war ihm Erholung nach den Anstrengungen seines schweren Berufs, war ihm heilsame Ablenkung von den vielfachen Sorgen des Alltags. Das Problem hatte es ihm besonders angetan; die besten Erzeugnisse der Schachdichtkunst in der Schachspalte zu bringen, war stets sein Bestreben und sein Stolz. Er selbst brachte es darin fast zur Meisterschaft, zahlreiche Aufgaben von dem Verstorbenen erschienen im W. T. und im Deutschen Wochenschach. So wirkte er anregend und fördernd im Kreise einer treuen, immer größer werdenden Schachgemeinde, die den liebenswürdigen Berater nun schmerzlich vermißt, ihm aber ein warmes Gedenken bleibend bewahren wird.

6. Fr. Mascher, Aurich.



7. W. Kennard.



Der Zweizüger reizt durch seine eigenartige Stellung geradezu zum Lösen; der Dreizüger ist ein leichtes, aber ansprechendes, partiegemäßes Stück.

Auflösung zu Nr. 3: 1. La7, e×d5; 2. Sc8, d4; 3. Sb6†, Ke5; 4. Kd3, d5; 5. Se4 oder c8 ≠ 1., e5; 2. Ke2, e4; 3. Le6, e3; 4. Sf5 (c8), e2; 5. Se3 (d6) ≠
Ein recht gefälliges Stück unseres einheimischen Schachdichters, leider stören die Doppelwendungen. Richtig gelöst von F. S., Wdw., J. J. u. Dr. M., sämtlich hier.

Berichtigung: In Nr. 5 hat sich leider ein bedauerlicher Fehler eingeschlichen, auf d6 muß statt des schwarzen S ein ebensolcher K stehen. Die Aufgabe ist es wert, daß sich unsere Löser noch einmal damit beschäftigen. (Ke8, Db7; Sd7, f4, Bg3, g4; — Kd6, Ld4 Sh1, Ba5, b5, b6, e3, e6. (3er)

Bilderrätsel.



Kopfwechsellrätsel.

Aus den nachstehenden Wörtern sind durch Auswechslung der Anfangsbuchstaben neue Wörter zu bilden. Die Anfangsbuchstaben ergeben dann ein bekanntes Sprichwort.

Sage, Iller, Dose, Bild, edel, Feld, Riegel, Hans, Angel, Rind, Egel, Hase, Sonne, Kasse.

Silbenrätsel.

Aus den 23 Silben:

an, bank, di, den, en, es, fen, griff, i, in, la, ne, ne, o, rin, ro, sar, senz, sr, son, tu, wi, ze sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein bedeutungsvolles Ereignis der letzten Zeit benennen. Die Wörter bedeuten: 1. Badeort, 2. Hausgerät, 3. Ausdruck beim Roulettespiel, 4. englisches Kolonialreich, 5. militärische Handlung, 6. alpine Naturscheinung, 7. Fluß in Süddeutschland, 8. Gestirn, 9. italienische Stadt, 10. gemischtes Präparat.

Auflösung der Rätsel in Nr. 5.

Kettenrätsel: Geld, Sack, Band, Maß, Stab, Reim, Wort, Bruch, Stück, Zahl, Tisch, Eck, Stein, Bank. — **Rösselsprungrebus:** Verschiebe nicht auf morgen, was du heute noch tun kannst. — **Verwandlungsaufgabe:** 1. Dollart, 2. Erntekranz, 3. Uhland, 4. Translateur, 5. Solingen, 6. Charfreitag, 7. Hauptstrom, 8. Lakediven, 9. Alligator, 10. Neuseeland, 11. Dalekarlien. — **Buchstabenrätsel:** Paris, Arras, Liane. — **Worträtsel:** Rentier, Rentier.

Die erste richtige Lösung des Rösselsprungrebus, des Buchstabenrätsels und des Worträtsels sandte Edith Esklony, Dambachtal 11.